

Die Stecknadel

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **152 (1873)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-373544>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Stecknadel.

Ein Pariser Bankier gab ein glänzendes Gastmahl. Dabei bemerkten die Gäste, daß er seine Serviette mit einer ganz ordinären, großköpfigen Stecknadel befestigte, und wunderten sich darüber. Der Bankier, welcher ihnen die Neugierde an den Augen abfah, sagte lächelnd: Diese Stecknadel hat das Glück eines Freundes von mir gemacht und darum ist sie mir werther als die prächtigste goldene Nadel mit Diamantenknopf. Der besagte Freund war einst ein kleiner Vagabund von 10 Jahren; barfuß, in Lumpen gehüllt, bettelte er von Dorf zu Dorf. Seine liederlichen Eltern schickten ihn weder in die Schule noch hielten sie ihn zur Arbeit an, und so ward er ein Faulenzler und Tagedieb. Eines Morgens schlenderte er durch die einzige Straße eines Dorfes und knupperte dabei eifrig an einer Brotkruste, die sein Frühstück ausmachte. Plötzlich glitzerte etwas vor seinen Füßen auf der Erde. Er bückte sich, hob das glänzende Ding auf — es war eine große Stecknadel. Gleichgültig betrachtete er im Gehen die Nadel und wollte sie schon wieder wegwerfen, als er vor einem mit Weinreben umrankten Häuschen vorbeikam. Auf der Thürschwelle saß ein kleines Mädchen, um einige Jahre jünger als er; es zerrte sein Halstuch hin und her, als ob es eifrig nach etwas daran suche, und weinte unaufhörlich dazu. Der Betteljunge blieb stehen, gaffte die Kleine eine Zeit lang an und sagte endlich: „Warum weinst du?“ Das Mädchen antwortete schluchzend: „Weil ich meine Halstuchnadel verloren habe; die Mutter wird mich schlagen.“ „Da hast du eine andere,“ sagte der Knabe gutmüthig, dem Mädchen die gefundene Nadel gebend. Dieses langte hastig darnach und jubelte: „Jetzt werde ich keine Schläge bekommen.“ Da bemerkte sie, daß der Knabe an der Brotkruste nagte, und sagte: „Ich habe einen Apfel in meiner Tasche, willst du ihn? Er ist gut, und ich habe ihn schon angebissen, aber das thut nichts.“ Statt aller Antwort biß der Betteljunge herzhaft in den ihm gereichten Apfel und gieng seiner Wege. Einige Wochen später kam er wieder in das Dorf, als es gerade Jahrmarkt war. Er begegnete dem Mädchen wieder, die auch in ihm ihren Wohlthäter er-

kannte. Dem konnte man den Hunger von weitem schon ansehen. Die Kleine griff in ihre Tasche, aber es war heute kein Apfel darin, und sie wollte ihm doch etwas schenken. Glücklicherweise hatte sie als Marktgeschenk einige Päckchen Nähadeln und Steckadeln von ihrer Pathin bekommen, die einen kleinen Kram auf dem Markte hielt. Sie gab also dem Knaben eines der Päcklein und sagte: „Verkaufe die Nadeln, da kannst du dir dann Apfel und Kuchen für das Geld kaufen.“ Dem Jungen gieng ein Licht auf, er kehrte mit den Nadeln in sein heimatliches Dorf zurück und verkaufte die Nadeln an die Bäuerinnen. Aber das erlöste Geld vernaschte er keineswegs, vielmehr kaufte er sich neue Nadeln, verlegte sich auf den Hausirhandel und bald hatte er einen kleinen Kasten auf dem Rücken, und darin waren Schnallen, Fingerhüte, Knöpfe, Zwirne und Nadeln von allen Sorten. Bei Wind und Wetter, in Schnee und Hitze wanderte er von Dorf zu Dorf, durchlief ganz Frankreich und — mit 20 Jahren eröffnete er einen kleinen Kram in einer der Vorstädte zu Paris. Er handelte mit allem, was Vortheil bringen konnte, und sein spekulativer Kopf traf immer das Rechte. Mit 30 Jahren besaß er 100,000 Franken, legte die Hälfte davon in Werthpapieren an und spekulierte damit. In wenigen Jahren war er ein Millionär. Jetzt dachte er an die Stecknadel, die er als Vagabund gefunden, und an das kleine, schwarzäugige Mädchen, dem er mit eben dieser Nadel die Schläge erspart hatte. Er reiste in das Dorf, wo er gebettelt hatte; er war neugierig zu wissen, was aus dem Mädchen geworden, die durch ihr Päckchen Nähadeln den Handelsgeist in ihm erweckt hatte. Sie war ein schönes, braves Mädchen geworden, schon ein wenig alt, denn sie zählte bereits 30 Sommer. Noch hatte sich kein Freier gefunden, weil sie arm war. Der Pariser Bankier suchte sie auf und sagte kurz: „Jungfrau, ich habe eine Million Franken im Vermögen, wollen Sie mich heiraten?“ Das Mädchen ward blaß und roth und stotterte endlich: „Herr, ich glaube, Sie wollen mit mir Scherz treiben.“ Doch dieser fragte ernsthaft: „Können Sie sich noch an den

Bettelknaben mit der Stecknadel erinnern?" „D gewiß!“ sagte sie lebhaft; „ich sehe ihn noch vor mir, wie er mit seinen weißen Zähnen so begierig in den Apfel einhieb, den ich schon angebissen hatte.“ Der Fremde erwiderte lächelnd: „Dieser Betteljunge war ich; aus den Kernen jenes Apfels ist mein Glück erwachsen, wollen Sie es theilen und meine Frau werden?“ Die Antwort war ein frohes „Ja“! Die Trauung geschah in dem Dorfe. Der Bankier schwieg und blickte freundlich seine Gattin an, die über und über erröthete. „Ja, meine Herren!“ rief er dann wieder laut, „der Betteljunge ist nicht nur reich, sondern auch glücklich geworden. Gott hat ihn unermesslich belohnt für eine ganz kleine gute That, die er aus Mitleid vollbracht hatte. Und, meine Herren, der ehemalige Vagabund bin ich, meine gute Frau hier ist jene weinende Kleine und das ist die einst gefundene Stecknadel!“

Die Manie des Stehlens.

Es giebt Menschen, welche, obschon übrigens ganz moralisch und vernünftig, mit der Manie zu stehlen behaftet sind. Gall sagt, daß der erste König von Schweden fortwährend Kleinigkeiten stahl und in dieser Beziehung einen lobenswerthen Gegensatz zu so manchem seiner Mitregenten bildete, die sich nicht mit Kleinigkeiten begnügen.

Weiter erzählt Gall von einem jungen Mann, der sich ebenfalls des Triebs zum Stehlen nicht erwehren konnte und aus Verzweiflung darüber sich als Soldat anwerben ließ; denn er hoffte, daß die in dem Militärstrafgesetz auf dem Diebstahl stehende harte Strafe ihn von seiner Manie heilen würde. Dennoch konnte er sich nicht enthalten, seinen Kameraden dann und wann eine Kleinigkeit zu entwenden, und wäre beinahe gehängt worden.

Ein wohlhabender Mann in Wien, bei welchem der Diebsinn ebenfalls ungewöhnlich entwickelt war, miethete sich ein besonderes Lokal, wo er seine Beute verwahrte. Dabei gieng er jedoch einen Schritt weiter als die eben erwähnten beiden Monomanen, denn wenn er eine ziemliche Menge geraubter Gegenstände beisammen hatte, so verkaufte er dieselben, wahrscheinlich bloß, um wieder Platz für neue zu gewinnen. Uebri-

gens stahl er bloß kleine Haus- und Zimmergeräthschaften.

Die Gattin eines berühmten Arztes in Leyden gieng nie in einen Laden, um etwas zu kaufen, ohne auch zugleich etwas zu stehlen, und eine erst kürzlich verstorbene Gräfin in Frankfurt war mit derselben Manie behaftet.

Von einem in den Kreisen seiner Wissenschaft für eine Autorität geltenden Arzt erzählt man, daß seine Frau alle Abende seine Taschen visitiren mußte, um seinen Patienten die von ihm bei diesen mitgenommenen Gegenstände wieder zuzusenden zu können.

Cartouche, der Meister aller Diebe, stahl kaum eine Stunde vor seiner Hinrichtung seinem Beichtvater noch die Dose.

„Für Leute ohne Kinder

eine Wohnung zu vermietthen“ liest man häufig in den Zeitungen. Ein Kinderfreund zeichnete diese Herzlosigkeit in folgender trefflichen Weise:

Ach, lieber Gott, vom Himmel schau
Voll Mitleid auf uns nieder,
Ein Menschenkind so böß und rauh
Schreibt in die Zeitung wieder:
„Ein sonnenhelles Wohngemach
Ist zu vermietthen“ — aber ach!
„Für Leute ohne Kinder.“

Der hat gewiß zu keiner Frist
Des Heilands Ruf vernommen:
„Sieh, deren Reich der Himmel ist,
Laßt alle zu mir kommen.“
D sagt dem harten Mann geschwind,
Wie gottlos seine Worte sind:
„Für Leute ohne Kinder.“

Das Hündlein liebt er und die Katz',
Er legt sie gar auf Kissen,
Für Kinder hat er keinen Platz,
Das Schönste will er missen.
Das Kind ist's, das uns Kränze slicht,
Wie trostlos ist das Leben nicht
„Für Leute ohne Kinder.“

Drum grolle nicht der Jugendlust,
Ein Kind ist Gottes Gabe,
Nimm gern es auf, bedenk, du mußt
Einsam genug im Grabe
Einst modern in des Todes Graus,
Drum auf die Thür, und schreibe aus:
„Für Leute auch mit Kindern.“